

Jörn Rüsen, *Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte*, Berlin, Münster: LIT 22020 (Geschichte, Forschung und Wissenschaft 71), 357 S., 49,90 €, ISBN: 978-3-643-14519-2

Würde und Bürde des menschlichen Selbst- und Weltverhältnisses liegt in der Anerkennung, den Bedingungen der Zeit unterworfen zu sein. Deswegen gibt es das menschliche – sich erkennend, handelnd und manches Mal auch leidend in der Welt zu orientieren habende – Selbstsein nicht ohne die Erfahrung vergehender Zeit, die, wiederum daraus resultierend, das Bewusstsein von Kontingenz im Menschen erweckt. Es ist dann dieses Kontingenzbewusstsein, das eine Deutungsnotwendigkeit mit sich bringt, die nach einem sinnbildenden Umgang mit der Erfahrung sich verlierender Zeit fragen lässt. Das dahinterstehende Interesse an Kontinuität entspricht dem menschlichen Orientierungsbedürfnis in der Welt: Alle Widerfahrnisse des Lebens sollen nach Möglichkeit in den Verlauf einer kontinuierlichen Geschichte gebracht werden. Eindringlich dürfte dafür der biographische Rückblick in Krisensituationen stehen, wenn durch Erzählungen selbst noch das Zweckwidrige und Sinnlose in den eigenen Lebensentwurf integriert werden soll. Auf der Ebene der Geschichte dürften alle diese Versuche zwangsläufig mit dem verbunden sein, wofür im 20. Jahrhundert unweigerlich der Name Auschwitz und die von den Nationalsozialisten begangenen bestialischen Morde stehen.

Angesichts der Schreckensereignisse des 20. Jahrhunderts liegt es auf den ersten Blick nahe, die Frage nach dem historischen Sinn als absurd zurückzuweisen und Geschichte als nicht des Sinnes fähig zu begreifen. Umso überraschender scheint es deswegen, dass eine ca. 20 Jahre alte Aufsatzsammlung von Jörn Rüsen jetzt neu aufgelegt und damit wieder zugänglich gemacht worden ist. Bereits der Titel: „Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte“ insinuiert, dass

der Verfasser entschieden an einem „Sinn“ der Geschichte festhält und das vor dem Hintergrund zerbrechender Zeit, d.h. vor dem Horizont der Erfahrung von Sinnwidrigkeit und dem Vergehen der Zeit, in der sich zu orientieren und Sinn zu entdecken dem Menschen aufgetragen ist. Im Vorwort zur 2. Auflage stellt er demgemäß das Ziel seiner Überlegungen heraus:

„Kultur als Geschehen von Sinnbildung und dessen Resultate zu begreifen und im Umgang mit Zeiterfahrungen zur Geltung zu bringen, die sich auf den ersten Blick als sinnwidrig darstellen“.
(S. iv)

Thematisch wird also die „Geschichtskultur“ (S. 1) in das Zentrum gerückt, um Möglichkeiten und Grenzen der historischen Sinnbildung näher definieren zu können.

In insgesamt elf Aufsätzen entfaltet Rösen seine Überlegungen, die er in zwei Kapiteln unter den Überschriften „Sinnfragen“ (S. 7- 141) und „Schritte ins Niemandsland“ (S. 145-335) gebündelt hat. Als Schlüsseltext bezeichnet er dabei den Aufsatz „Historisches Erzählen“ (S. 43-105), stellt dieses doch den Inbegriff der mentalen Operationen dar,

„in denen die Erfahrung der Vergangenheit aufgegriffen und so gedeutet wird, dass die zeitlichen Konturen der Gegenwart sichtbar und Handlungsabsichten und Leidensverarbeitungen, die in die Zukunft gerichtet sind, erfahrungsgestützt und damit auch kommunikativ verhandelbar werden“.
(S. ii)

Mit dem ersten Aufsatz: „Geschichte als Sinnproblem“ (S. 7-42) führt der Verfasser in die seine Überlegungen prägenden Gedanken ein. Gleich zu Beginn markiert er die Frage, ob ein vernunftgemäßer Ausweis eines Sinnes der Geschichte überhaupt noch möglich sei, diagnostiziert er doch den Verlust der „teleologische[n] Subjektqualität der Geschichte“ (S. 11), in dessen Konsequenz einerseits die Ausbildung menschlicher Identität zunehmend in Frage gestellt wird, andererseits der Vernunftanspruch des historischen Denkens verlustig gegangen ist:

„Eine auf die wissenschaftsspezifische methodische Rationalität der historischen Erkenntnis eingeschränkte Vernunft ist des Sinnes nicht mehr mächtig, den die Vergangenheit als Geschichte für die Gegenwart hat.“ (S. 13)

Besonders eindrücklich deutlich wird die Problematik bei Fragen von Erinnerung und Gedächtnis: Es sind die „Kontingenzerfahrungen katastrophischer Art“ (S. 14), die zur Unmöglichkeit eines teleologisch unterstellten Sinnzusammenhangs zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geführt haben und so einen nicht rückgängig zu machenden Sinnverlust bedeuten. Dieser Gedanke grundiert und prägt Rüsens Denken im weiteren Verlauf nachdrücklich (vgl. z.B. S. 69-76, besonders den Aufsatz, in dem er sich mit dem Buch von Daniel Jonah Goldhagen auseinandersetzt.¹

Der Verfasser hält gleichwohl mit Nachdruck an der Frage nach dem historischen Sinn fest. Es sind moderne Geschichtsphilosophien mit „teleologienaher oder -ähnlicher Logik“ (S. 16) ebenso wie der „Subjektivismus der geschichtstheoretischen Diskussion nach der linguistischen Wende.“ (S. 17) Entscheidend ist dabei, dass der Sinn „wirklich historisch“ ist und sich so von einer rein „literarisch-ästhetischen Sinnproduktion“ (S. 17) absetzt, was er anhand der Thematisierung von „Erinnerung und Gedächtnis“ (S. 17) deutlich zu machen versucht, soll doch auf diese Weise Daseinsorientierung ermöglicht werden. (S. 18) In Bezug auf den kognitiven Status der über die Erinnerung geleisteten Sinnbildung betont Rösen die zunehmende Hinwendung der geschichtswissenschaftlichen Forschung zur Kultur, die, „geradezu identisch mit einem mentalen Sinngebungs- oder Sinnbildungsprozeß, ohne den die menschliche Lebensführung unmöglich wäre“ (S. 18), eine schöpferisch-kreative Aneignung der Welt ermögliche, damit aber in der Geschichtswissenschaft dazu führe, dass die Sinnqualität des menschlichen Lebens als ein objektiver Sachverhalt festgehalten werde. Damit werden in Bezug auf

¹ Daniel Jonah Goldhagen, *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1996, S. 263-278.

die erkenntnisleitenden Fragestellungen zwei Einsichten profiliert, die die weiteren Überlegungen grundieren: Zunächst sieht Rösen im Fortbestand geschichtsphilosophischer Entwürfe einen bleibenden „Erfahrungsdruck und einen Orientierungsbedarf“ gegeben, mit dem die in den Geschichtswissenschaften traditionell gestellte Frage nach dem Sinn aktuell bleibt. Daran schließt die Frage an, „ob und wie die deutende Subjektivität mit der kulturellen Dimension der historischen Erfahrung vermittelt ist“, wobei die Antwort entschieden ausfällt:

„Da, wo historische Erkenntnis in kollektiver Erinnerung und kulturellem Gedächtnis selber verwurzelt ist, liegt eine Vernunftfähigkeit der historischen Sinnbildung beschlossen.“ (S. 20)

Wird vor diesem Hintergrund die Frage nach dem Sinn – verstanden als die Kriterien zur kulturellen Orientierung von Handeln und Leiden – im Lebensvollzug gestellt, liegt ein Kulturbegriff zugrunde, der eine, von anderen unterscheidbare, Dimension des menschlichen Lebensvollzugs darstellt und dem „kategoriale, erfahrungserschließende Bedeutung“ (S. 21) zukommt, muss der Mensch die Welt doch gedeutet haben, um sie handelnd bewältigen zu können. Mittels der mentalen Operationen von „Wahrnehmung, Deutung, Orientierung und Motivation“ (S. 21) eignet sich der Mensch Welt an, die dann als sinnvoll verstanden werden kann, wenn die Operationen in sich kohärent erfolgen. Wird die „kulturelle Bewältigung von Zeit als Wandel der menschlichen Welt“ (S. 22) vorgenommen, handelt es sich um historischen Sinn, weil temporale Kontingenz verarbeitet worden ist in gedeutete Zeit und dem Menschen ein absichtsvolles Handeln und einen Umgang mit Leiden ermöglicht. Deswegen besitzt der Sinn der Geschichte auch nicht einen rein konstruktiven Charakter, sondern trägt von vornherein einen objektiven Charakter: „Sinn ist die Anschlußfähigkeit zukunftsgerichteten Handelns an dessen gewordene gegenwärtige Umstände.“ (S. 27)

Die Leistung der Kategorie des historischen Sinns liegt für Rüsen in dessen Fähigkeit, ihre Vernunftfähigkeit auszuweisen (vgl. S. 38-40), ohne die durch die Schreckensereignisse des 20. Jahrhunderts hervorgerufene Erfahrung der

„Sinnlosigkeit als unüberholbar und unintegrierbar in die kognitiven, ästhetischen und politischen Sinnvermutungen und -ansprüche im Umgang mit der Vergangenheit“

aufzugeben. (S. 41) Sinn bleibt so mit einem prekären Charakter behaftet, trägt aber auf diese Weise den Kontingenzen der Geschichte Rechnung und implementiert zugleich eine neue Vernunftqualität in die historische Sinnbildung:

„Sie stellt mit den verarbeiteten Erfahrungsbeständen der Vergangenheit der gegenwärtigen menschlichen Lebenspraxis ein Potential von Möglichkeiten vor Augen, durch das die Kontingenz im handelnden und leidenden Umgang mit den Umständen der eigenen Welt und des eigenen Selbst als Gefahr und Chance zugleich erscheint.“ (S. 41f.)

Damit aber ist die Bedeutung des Historischen Erzählens erreicht, dem sich der zweite Aufsatz ausführlich widmet. (S. 43-105) Auf der Suche nach einer Denkkoperation, mittels derer Sinnbildung artikuliert und organisiert werden kann, um so handlungswirksam werden zu können, wird die Zentralkategorie der narrativen Geschichtstheorie als Akt des (historischen) Erzählens bestimmt:

„Erzählen ist eine anthropologisch universelle Kulturpraxis der Zeitdeutung, und die ganze Fülle der Vergegenwärtigung der Vergangenheit, die wir ‚Geschichte‘ als mentale Tätigkeit nennen, läßt sich kategorial als Erzählen charakterisieren.“ (S. 43f.)

Der Verfasser sucht die komplexe Struktur des Erzählvorgangs aufzuschlüsseln, indem er mit einem Paradigma bzw. einer disziplinären Matrix den theorieförmigen Rahmen für die Bildung von historischem Sinn benennt: Es sind zunächst die durch die Erfahrung von zeitlicher Kontingenz

hervorgerufenen „Orientierungsbedürfnisse der menschlichen Lebenspraxis“, die in einem zweiten Schritt gedeutet werden sollen bzw. müssen, und „sich auf die Erfahrung der Vergangenheit beziehen, auf Erinnerungen beruhen sowie die Form von Theorien, Perspektiven und Kategorien impliziter und expliziter Art annehmen“. Mittels „Methoden“ und „Formen der Repräsentation“ lassen sich abschließend die „Funktionen der kulturellen Orientierung“ benennen, die eine lebenspraktische Bedeutung haben: Erreicht werden soll eine Daseinsorientierung für Gegenwart und Zukunft. (S. 63)

Es zeichnet den Ansatz Rüsens aus, seine Überlegungen nicht rein abstrakt zu formulieren, sondern stets lebensweltlich rückzubinden. Weil sich der Mensch von vornherein in Geschichten „verstrickt“ weiß (S. 77), ist der Sinn zwar „immer schon da, den Erzählern und ihren Zuhörern bis in ihre Leiblichkeit hinein eingeschrieben“. (S. 77) Deswegen bleibt das historische Erzählen allerdings „prä-narrativ induziert“. (S. 78)

Im Prozess des Erzählens wird – um die berühmte Frage von Droysen zu beantworten – aus Geschäften Geschichte. Der Verfasser macht mit dem Erzählen (S. 81-88), Deuten (S. 80-92) und Darstellen (S. 92-95) prä-narrative Aspekte aus, die konstitutiv für das Erzählen einer Geschichte sind. Die Orientierungsfunktion (S. 95-98) von Geschichte ist „post-narrativ und als solche ein wesentliches Element der narrativen Sinnbildung.“ (S. 96) Ermöglicht wird auf diese Weise Daseinsorientierung und Identitätsbildung für Individuen wie für soziale Gruppen.

In den anschließenden Überlegungen werden in Bezug auf den Status des historischen Sinns (S. 98-100) ebenfalls nicht-narrative Formen identifiziert:

„Wahrheit, Richtigkeit und Wahrhaftigkeit sind [...] als Prinzipien rationaler Geltung nicht-narrativ verfaßt; sie haben im Verhältnis zu der von ihnen bestimmten narrativen Rationalität einen meta-narrativen Status.“ (S. 98)

Dieser Status kommt auch den anderen, für die historische Sinnbildung wichtigen Aspekten zu, d.h. den Verstandeskriterien formaler Rationalität, den für die praktische Vernunft universellen Normen und dem Prinzip der Anerkennung als entscheidendes Regulativ für den historischen Umgang mit kultureller Differenz. (S. 99)

Mit Blick auf die „negative Dialektik der Sinnbildung“ (S. 101) diagnostiziert der Verfasser das Problem, (noch) keine adäquaten Formen des historischen Erzählens benennen zu können. Dies darf, hier ist er entschieden, nicht dazu führen, am Sinn bzw. an der Sinnträchtigkeit grundsätzlich zu zweifeln. Damit könnten utopische Kräfte freigesetzt werden, mit denen eine Sinnhaftigkeit des menschlichen Handelns angenommen werden kann,

„die erfahrungsüberhoben-transzendent ist, nur als solche in die Sinnbestimmungen des Handelns eingeht und es mit der Kraft des Aushaltens und des Widerstandes in erfahrener und deutend realisierter Sinnlosigkeit ausstattet“. (S. 102)

Nichts anderes als eine Selbstbescheidung der menschlichen Vernunft ist damit gemeint, die der Verfasser über das historische Erzählen entwickelt hat.

An die mit diesen Aufsätzen grundsätzlichen Überlegungen schließt der Verfasser mit der Frage zur „Sichtbarkeit der Geschichte“ (S. 107-129) an, hat doch „[j]ede Praktik und Artikulation des menschlichen Geschichtsbewußtseins [...] eine ästhetische Seite“. (S. 107) Ihn interessiert, wie

„die Sinnbildungsarbeit des Geschichtsbewußtseins im Bereich der bildhaften Wahrnehmung, der visuellen Kommunikation und der ästhetischen Erfahrung [...] verfährt und was genau historisch ist“

oder – kurz formuliert: „Kann man Geschichte sehen?“ (S. 109)

Rüsen identifiziert zwei Modi, in denen Vergangenheit sinnlich erfahrbar gegenwärtig werden kann: als Überrest, in

diesem Fall ist die Vergangenheit in ihrer „puren Faktizität“ gegenwärtig (S. 113), er trägt seinen historischen Sinn „außer sich“ (S. 113), oder als Tradition, die ihren historischen Sinn „in sich“ trägt, d.h. vergangene Objekte sind von sich aus „spezifisch historische Deutungsträger“. (S. 115)

Geschichte ist „sichtbar“, wenn die historische Sinnbildung in einem Kunstwerk aktualisiert und so ein Brückenschlag von der Vergangenheit in die Gegenwart und – sofern möglich – sogar in die Zukunft möglich wird.

Mit dem den ersten Abschnitt abschließenden Teil „Die Zukunft der Vergangenheit“ (S. 131-141) nimmt der Verfasser die Zukunft konkret in den Blick und warnt entschieden vor einer „Vergangenheitsblindheit“, da diese nur zu einer „Zukunftsunfähigkeit“ (S. 131) führen würde. Vergangenheit ist kein Viatikum, um die in der Gegenwart vorhandene Unsicherheit zu kompensieren, ohne zugleich orientierend wirksam zu sein. Es braucht das „Wechselspiel von Erwartung und Erinnerung“, da erst mit der Erinnerung identitäts- und sinnstiftende Elemente gegeben sind, die handlungsleitend in die Zukunft führen. Auf diese Weise wäre eine rein an vermeintlichen Sachzwängen und Zweckrationalitäten ausgerichtete Gestaltung der Zukunft überwunden:

„Wenn wir nicht das, was wir geworden sind, in die Zukunft hinein mitnehmen können, in die hinein wir unser Leben führen wollen, dann verlieren wir uns in der Zukunft und haben sie nicht.“ (S. 133)

Die bleibend orientierende Kraft der historischen Erinnerung sucht Rösen mit der „Vorstellung eines Staffellaufs“ (S. 141) zu konturieren: Der jeweils gegenwärtigen Generation ist auf diese Weise die Aufgabe gestellt, das die historische Identität gewährende „Erinnerungswerte und Zukunftsfähige“ (S. 141) an die nächste Generation weiterzugeben, um so wirklich Zukunft zu ermöglichen.

Nach den im ersten Teil unter der Überschrift „Sinnfragen“ entwickelten grundsätzlichen Klärungen greift der Verfasser

im zweiten Teil unter der prägnanten Formulierung „Schritte ins Niemandsland“ schon im ersten Aufsatz „Krise, Trauma, Identität“ (S. 145-179) seine Überlegungen auf und möchte eine geschichtstheoretische Antwort auf die von ihm diagnostizierte „Sinnkrise“ geben. Er benennt den Begriff „Trauma“ als „Schlüsselbegriff dieser Herausforderung“. (S. 147) Vor diesem Hintergrund werden drei Typen von Krisen und mit ihnen einhergehend unterschiedliche Weisen der historischen Sinnbildung differenziert. Anders als bei einer „normale[n]“ bzw. „katastrophische[n]“ Krise“ ändert sich bei einer traumatischen Erfahrung das historische Deutungsmuster grundlegend:

„Es relativiert seine Ansprüche auf eine kohärente narrative Ordnung, die das traumatische Ereignis übergreift oder ‚bedeckt‘, oder es wird Sinnlosigkeit selber ins Zentrum dieser Ordnung hineingenommen.“ (S. 156)

Angewendet auf die nationalsozialistische Schreckensherrschaft stellt Rügen im Beitrag „Auschwitz – die Symbolik der Authentizität“ (S. 181-215) heraus, dass die „Erinnerung an den Holocaust und seine symbolische Präsentation“ zutiefst paradox ist und allein mittels des Paradigmas des Traumas erfolgen kann. (S. 183) Zum Thema gemacht ist damit die Frage nach der „Ausgestaltung der Schreckensorte nationalsozialistischer Konzentrationslager zu Gedenkstätten“ (S. 183), die sich zweifelsohne in der Überlegung entäußert, mit welchen eindringlichen Symbolen den Gräueltaten so Ausdruck verliehen werden kann, dass Bilder entstehen, die

„sich so in unser Geschichtsbewußtsein einprägen, daß wir nicht nur wissen, sondern auch sehen können, wie und warum diese Vergangenheit gegenwärtig gehalten werden muß“. (S. 183)

Der Verfasser schlägt mit konkretem Bezug auf die Ausgestaltung der Gedenkstätte Auschwitz vor, die Relikte so zu arrangieren, dass Trauer die „Leitidee jedes symbolisierenden Umgangs mit den Relikten darstellt“ (S. 205) und die

Besucherinnen und Besucher auf diese Weise zur Trauer befähigt werden. Freilich bedeutet dies, dass die „Gedenkstätten des Holocaust den Charakter eines Friedhofs“ (S. 205) erhalten. Konkrete Vorschläge werden anschließend für die Trauerarbeit (S. 208-212) unterbreitet, bevor der Verfasser abschließend mit dem Gedanken der Trauerarbeit die bleibende Sinnlosigkeit des Holocaust herausstellt. (S. 212-215)

Den Gedanken/ Aspekt der Trauer legt der Verfasser ebenso wie die Erfahrung des Traumas und den Blickwinkel von Täter und Opfer in seinem Aufsatz zugrunde, in dem er sich mit dem Problem der „Historisierung des Nationalsozialismus“ (S. 217-262) befasst und mit der er „Schlüsselfragen des historischen Denkens in der gegenwärtigen Geschichtskultur Deutschlands“ (S. 228) in Anschlag gebracht sieht, geht es doch nicht zuletzt um die Herausforderung,

„deutsche Geschichte mit Einschluß des Nationalsozialismus so zu kategorisieren, daß der Nationalsozialismus zum historischen Erfahrungsbestand deutscher Identität werden kann“. (S. 228)

Der Verfasser möchte die Historisierung des Nationalsozialismus – „eine Herausforderung an das historische Denken überhaupt“ (S. 218) – auf der „Konstitutions- und Fundierungsebene“ analysieren. Es geht ihm

„um letzte Sinnkriterien im Umgang mit der Vergangenheit und um die grundsätzliche Verflochtenheit der menschlichen Subjektivität in diesen Umgang.“ (S. 229)

Weil dem Holocaust metahistorische Bedeutung – nämlich „negative Sinnhaftigkeit“ – zukommt, trägt er die Signatur der „konstitutive[n] Irritation“ im historischen Denken, da er auf den ersten Blick das nicht zu leisten vermag, was doch Sinn und Ziel von Geschichte ist: Historischen, identitätsbildend wirksamen Sinn zu generieren. In Bezug auf die deutsche Geschichte und die daraus resultierenden identitätstheoretischen Schlussfolgerungen bedeutet dies für folgerichtig das Einnehmen der „Täterperspektive“, die so zu konstruieren ist,

„daß sich die Deutschen ihr nicht mehr durch abstrakte moralische Abweisung entziehen, sondern sie auf sich beziehen können“. (S. 242)

Vor diesem Hintergrund ist dann auch das Plädoyer für eine veränderte Form des Erzählens zu verstehen, die in der „Negation von Sinn [...] (einmal im Ausmaß des Leidens und das andere Mal im Ausmaß von Dehumanisierung)“ (S. 249) zum Ausdruck kommt und so der subjektiven Perspektive der Täter wie auch der Opfer zu entsprechen vermag:

„Diese Sperrigkeit kann und muß narrativ zum Ausdruck gebracht werden, und damit ändert sich der Modus des Erzählens [...]“. (S. 249)

Ganz ähnlich finden sich diese Gedanken auch im Aufsatz „Holocaust-Erinnerung und deutsche Identität“. (S. 279-299)

Die zweifelsohne vorhandene Sinnwidrigkeit von Geschichte lässt der Verfasser den eigentlich individuell-persönlichen Vorgang des Trauerns auf die Geschichte übertragen, wobei der Nexus, so die These im Aufsatz „Historisch trauern – Idee einer Zumutung“ (S. 301-324), dann besteht,

„wenn der betrauerte Verlust in einen größeren zeitlichen Zusammenhang gebracht, in ihm gedeutet und zur Bewältigung des Verlustes bemüht wird“. (S. 301)

Trauern ist mehr als ein Gefühl, nämlich ein denkerischer Akt, da Selbst- und Weltdeutung unmittelbar davon betroffen sind. Das Ziel der Trauerarbeit bzw. des Trauerprozesses ist die aus der Erfahrung eines Verlustes resultierende Veränderung des eigenen Selbst, die durch die Erfahrung der Abwesenheit des Verlorenen „in sich und um sich“ realisiert und dann „in seiner Abwesenheit neu“ angeeignet wird. (S. 305)

Mit dem Verlust von Utopien beschäftigt sich der den Sammelband beschließende Aufsatz „Viel Lärm um das Nichts der Zeit im Wechsel des Jahrtausends“ (S. 325-335), in dem er – seinerzeit anlässlich der Schwelle zum neuen Jahrtausend – die orientierende Funktion des Geschichtsbewusstseins in

Erinnerung ruft, die in dem Bestreben zu sehen ist, „innere und äußere Zeit in Einklang zu bringen“, um so der unerbittlich voranschreitenden Zeit insofern Einhalt zu gebieten, als sie auf diese Weise als der Gestaltung fähig verstanden werden kann. (S. 329) Soll daraus orientierendes Handeln entstehen, das weder „in blinden Aktionismus oder in handlungsunfähige Melancholie“ (S. 334) verfällt, bedarf es dafür einer „Erneuerung seiner utopischen Sinnpotentiale“, wobei es ihm nicht um die planmäßige Umsetzung einer Utopie in die Wirklichkeit geht, sondern vielmehr um die „Überschwenglichkeit eines ganz Anderen, die wir mit den mentalen Kräften unserer Erwartung auffüllen können.“ (S. 334) Der Verfasser verweist auf den „Kern des Utopischen im Sinnpotential der menschlichen Welt- und Selbstdeutung“, die den

„Schrecken der historischen Erfahrung um so mehr aushaltbar [macht, T.S.], je weniger er sich aufs bloß Machbare bezieht, sondern entschieden darüber hinausgeht“. (S. 334)

Zumindest kurz ist abschließend die Stärke des Ansatzes in Bezug auf einen theologischen Begriff von Geschichte zu skizzieren. Dem Verfasser gelingt es mit seinen Ausführungen, den Ansprüchen methodischer Geltungssicherung zu entsprechen, wie es den modernen Geschichtswissenschaften gemäß ist. Eine Stärke seines transzendentalpragmatischen Ansatzes ist dabei die Verortung des Ursprungs des Geschichtsbewusstseins in den Zusammenhängen der gegenwärtigen Lebenspraxis. Für eine Theologische Historik eröffnet dies die Chance, genuin religiöse Sinnbildungsleistungen im historischen Erzählen auszudrücken. Ist aber die methodische Rationalität zwischen Geschichtswissenschaft und Theologie prinzipiell kompatibel, vermag es Rüsens Ansatz, den theologischen Begriff von Geschichte in ideologiekritischer Absicht vor weltanschaulichen Redensarten zu bewahren: Es gibt keinen Dualismus zwischen „Heils-“ und „Profangeschichte“!

Neben diesen wissenschaftstheoretischen Aspekten wird dem Vergangenen durch das Erzählen ein bleibender Sinn

beigelegt. Damit aber – und dies ist theologisch von größtem Belang – wird die Vergangenheit nicht nur in Geschichte verwandelt; ihr sind zugleich Zukunftschancen inhärent. Die Vergangenheit ist bleibend lebendig. Religiös entscheidend ist dann natürlich, dass es sich hier nicht um Fiktionen handelt, sondern dass der christliche Glaube an Faktizität gebunden ist, die in der Hoffnung auf die „Auferstehung allen Fleisches“ ihre größte Dimension erhält. Diese Zukunft wird nicht einfach nur erwartet, sondern ist bereits angebrochen in der Verkündigung des Reiches Gottes. Dies ermöglicht es dem Menschen, das eigene Leben zu deuten und sich auf diese Weise handelnd in die Welt hinein zu entwerfen. Dann aber vermag der Glaube das Handeln zu orientieren. Deswegen darf das Buch eigentlich in keinem theologischen Regal fehlen, zumindest dann nicht, wenn man sich aus christlicher Perspektive mit dem Geschichtsbegriff beschäftigt!

Zum Rezensenten:

Dr. Tobias Schulte promovierte 2013 im Fachbereich Fundamentaltheologie (Prof. Dr. Magnus Striet) an der Universität Freiburg i. Br.. Er forscht zu Fragen der Glaubenshermeneutik im Horizont der Moderne, Christologie, Geschichtstheologie und Eschatologie sowie Anthropologie. Er ist seit Mai 2021 Leiter der Volkshochschule Arnsberg/Sundern.